

Nr. 236 Bromberg, den 14. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(17. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Der Boykott der Dörfer trat ein.

Die Geschäftsleute am Ort bekamen es zu spüren. Die Dörfer wanderten natürlich nicht nach Berlin zu Tietz, sondern in die kleine Stadt Schelba, wo sie auch alles bekamen. Schelba lag eine Kleinigkeit weiter, aber das störte sie nicht.

Zum Überfluß sorgte ein rühriger Schelbaer Kaufmann dafür, daß eine Autolinie angelegt wurde. Der kleine Vereinsomnibus des Herrn Ritter in Schelba wurde von den Kaufleuten gemeinsam gemietet, und man machte es auf diese Weise den Dorfbewohnern so bequem wie nur möglich.

Die Geschäftswelt von Pulkenau wurde zunächst sehr erregt und tat dann ihrerseits das Dümmste: sie setzte die Schließung des Marktes im Ochsen durch.

So verlor Pulkenau seinen Markt.

*

Graf Ugo kümmerte sich sehr, sehr um Dixi.

Irene war abgereist.

Am 27. Juli machte Graf Ugo Dixi einen Antrag. Er kam nicht überraschend, er lag sozusagen in der Luft.

Dixi blieb ganz ruhig.

Lächelnd sagte sie zu Graf Ugo: „Stört es Sie nicht, daß ich den schönen Namen Käsebier trage?"

„Durchaus nicht! Namen sind Schall und Rauch. Ich sehe nur die reizende Dixi, die von Tag zu Tag schöner geworden ist."

„Sie können das Schmeicheln auch nicht lassen! Herr Graf . . . ich bitte Sie um Bedenkzeit. Heute muß ich aber noch wissen: wird man mich in Ihren Kreisen genau so aufnehmen wie eine Ebenbürtige?"

„Ganz bestimmt! Die Zeit ist eine andere geworden. Der Adel hat seine exklusive, ich meine die äußerlich exklusive Stellung aufgegeben."

„Wie denken Sie sich die Zukunft? Ehrlich gesagt . . . ich fühle mich nicht besonders an meine Vaterstadt gebunden".

„Ich genau so wenig. Glauben Sie, daß ich hier als Kurdirektor sterben möchte? Nein, mich drängt's auch hinaus in die Welt. Das Ganze war . . . sagen wir — eine Laune, keine schlechte, bewahre. Meine Arbeit hat sich gelohnt, reich gelohnt!"

Dabei lächelte er vor sich hin und fuhr dann fort: „Wenn Sie an meiner Seite gehen, liebe Dixi, dann lege ich meinen Posten hier nieder und ersehne nichts, als mit Ihnen in die Welt zu fliegen und die schöne Welt zu schauen."

„Ich weiß nicht, ob ich die rechte Frau sein werde, in der Gesellschaft neben Ihnen zu bestehen?"

„Liegt Ihnen sehr an der Gesellschaft? Man braucht sie nicht. Die Gesellschaft bindet! Streichen wir sie aus unserem Leben, wir haben dann mehr von ihm. Ich mache mir aus den Menschen nichts!"

Dixi schüttelt verwundert den Kopf.

„Ich verstehe Sie nicht! Immer glaubte ich das Gegenteil."

„Ich trage eine Maske. Mein Inneres lacht manchmal, wenn ich würdig tue. Ich pfeife auf die Menschen. Alles Pack, glauben Sie mir! Keinen Schuß Pulver wert. Ein Wort im Vertrauen! Dieser Rudi Lenz hat mich einmal an die frische Luft gesetzt! Das war sehr, sehr blamabel für mich. Aber ich hatte es verdient! Und . . . ich habe Respekt vor ihm gekriegt! Wirklich, alle Hochachtung. Sehen Sie, so wie er möchte ich sein, nur ich selber, auf alle anderen pfeifen, ohne Rücksichten. Das kann man nur, wenn man... der Gesellschaft eins pfeift! Hätten Sie Lust dazu, es mit mir zu tun?"

Dixi staunt noch immer. Sie kann diese Wandlung, oder besser, die Enthüllung noch nicht fassen. Er ist ihr mit einem Male als Mensch näher getreten.

„Vielleicht, Herr Graf!" sagte sie dann leise.

*

Graf Ugo sieht, wie Dixi plötzlich erschrickt. Er folgt der Richtung des Blickes und sieht, wie Frank mit einem Herrn, der eine Tasche unter dem Arm trägt, in das kleine Bureau tritt.

„Was hat Sie erschreckt, Fräulein Dixi?"

„Jener . . . Mann. Mir tut mein Vater so leid! Wissen Sie, wer jener Mann ist? Ich will auch zu Ihnen offen sein . . . es ist der Gerichtsvollzieher. Vater hat an seinen Onkel eine Schuld zu bezahlen . . . und kann es nicht. Alles gehört ja Mutter. Dummerweise hat er ihr einmal alles überschrieben. Und Mutter weigert sich."

„Fräulein Dixi . . . ich bin ja auch noch da! Erlauben Sie mir doch, daß ich einspringe. Ich stelle Ihnen den Betrag zur Verfügung."

Dixi wird glühend rot und schaut zu Boden.

„Herr Graf... es sind 36 000 Mark!"

„Was tut's? Ich stelle Ihnen den Betrag zur Verfügung. Zinslos!"

„Der Zins... bin ich, nicht wahr?"

„Nein! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie nie drängen werde. Ich respektiere Ihren Willen, wie er auch entscheiden wird. Ich leihe Ihnen den Betrag. Nicht Ihrem Vater. Das schließt auch aus, daß ich dem Unternehmen Ihres Vaters je Schaden zufügen könnte."

„Ich kann es nicht annehmen! Und wenn Sie nicht binden wollen, wenn Sie als Ehrenmann handeln, mich bindet es doch, verstehen Sie mich, bindet's!"

„Es soll nicht! Nehmen Sie das Geld! Sind wir nicht gute Freunde? Ich bin glücklich, reich zu sein, und kann den Betrag mühelos entbehren."

Schließlich nahm Dixi den Betrag. Er brannte in ihren Fingern wie Feuer. Aber sie nahm ihn und suchte damit den Vater auf.

Frank fuhr zusammen, als Dixi mit einem Male ins Zimmer trat.

„Du... hast zu bezahlen, Vater?"

„Ja, und... kann's nicht!"

„Doch, du kannst es! Hier ist das Geld! 36 000 Mark!"

Grenzenlos erstaunt sieht Frank seine Tochter an und stößt hervor: „Aber... wie kommst du zu dem Betrag?"

„Frage jetzt nicht! Ich habe ihn flüssig gemacht! Jetzt bezahle die Schuld!"

Und das geschieht auch. In wenigen Minuten ist Frank im Besitz des Schuldtitels, und der Gerichtsvollzieher geht. Er ist baß erstaunt. Das hat er nicht erwartet.

Frank aber fragt mit trockener, belegter Stimme die Tochter: „Woher... hast du das Geld?"

„Von Graf Ugo!"

„Und . . . womit bezahlst du die Schuld?"

„Mit mir, Vater! Aber nicht gezwungen, sondern freiwillig. Ich werde den Grafen heiraten," spricht Dixi fest.

„Du opferst dich!"

„Nein, Vater, das tue ich nicht. Die... große... Liebe, die blieb mir versagt in diesem Leben . . . aber ich glaube, ein ruhiges Glück an der Seite des Grafen zu finden. Er ist besser, als ich dachte."

Frank sieht zu Boden, er weiß nichts zu antworten. Es drückt ihn namenlos.

*

Der Gerichtsvollzieher geht gleich hinüber zu Onkel Otto und zahlt ihm den Schuldbetrag aus.

Onkel Otto ist zum ersten Male in seinem Leben grenzenlos erstaunt. Alles hat er erwartet, nur das nicht.

„Was sagst du dazu, Peter?" fragt er den Schwager, als der Gerichtsvollzieher hinaus ist.

„Ganz einfach! Der Graf hat gepumpt! Der wird sicher die Dixi heiraten!"

Onkel Otto wird ganz erregt: „Das darf nicht sein, Peter! Das will ich nicht! Wenn ich das geahnt hätte, lieber hätte ich auf die Klage verzichtet."

„Warum soll die Dixi die Partie nicht machen!"

„Sie liebt den Rudi!"

„Das war einmal!"

„Liebe löscht nicht so leicht aus. Sie geht den falschen Weg. Man muß sie zurückführen auf den rechten. Und der Rudi . . . Peter merkst du nicht, daß er in sich gekehrter wird. Er ist nicht mehr ganz der frisch-frohe Geselle von einst."

„Na ja, vielleicht geht's ihm etwas nahe! Er hat sie ja sehr gern gehabt. Aber das ist vorüber."

„Das darf nicht vorüber sein. Die Dixi . . . schau sie dir doch mal an. Was ist das für ein lieber, hübscher Kerl. Die verdient den Besten. Die soll sich nicht an den Grafen hängen, von dem ich glaube, daß er ein Betrüger ist."

„Wieso nimmst du das an?"

„Den Grafen Ugo von Bossewitz, den kannte ich. Der ist tot. Und er war der Letzte des Geschlechts, es gab keinen mehr."

„Das verstehe ich nicht! Dann sag's ihm doch auf den Kopf zu."

„Das werde ich tun!" Onkel Otto ist ganz aufgeregt. „Wahrhaftig . . . das tue ich. Sobald ich was höre von Verlobung . . . dann rücke ich dem Bossewitz auf die Bude. Dann soll er mir Rede und Antwort stehen."

„Ist gut so! Otto, wir dürfen manchmal ein klein wenig helfen, aber meist ist es besser, wenn wir alten Kerle unsere tölpischen Hände von diesen Liebesdingen lassen. Es kommt selten was Gutes dabei heraus."

Gedrückt antwortet Onkel Otto: „Da hast du nicht unrecht, Peter, ich . . . ich will ja auch ganz vorsichtig sein. Ich will nur nicht, daß jetzt die Dixi eine Dummheit macht und sich mit dem Grafen verlobt oder ihn gar heiratet."

„Da kannst du schon was unternehmen, Otto! Klar, gehe zu dem Bossewitz hin und sag's ihm auf den Kopf zu!"

„Das passiert noch!"

Onkel Otto blickt wieder auf das Geld.

„Das Geld macht mir keine Freude. Peter, tu's in den Kassenschrank, heb's auf für mich!"

Peter nimmt's und schließt es ein.

*

Der Gerichtsvollzieher ist natürlich auch dem braven Theodor und dem biederen Malermeister Nolte mit so einer netten Schuldforderung gekommen.

Pfändungen in beiden Fällen fruchtlos.

Aber Theodor ist mit seiner Wut im Bauch zu Nolte gelaufen, dann haben sie gemeinsam eins und immer noch eins getrunken, bis sich so viel Wut im Busen ansammelte, daß sie beschlossen, dem „Rabenaas" von Onkel auf die Bude zu rücken und ihm Bescheid zu sagen.

„Totschlagen! Totschlagen!" rief Theodor, der schon ziemlich angezecht war. „So ein Lump! So ein Lump!"

Alle zogen sie gemeinsam zum „Ochsen".

Die Gaststube war heute wenig besucht. Onkel Otto saß am Klavier und spielte ein Operettenstück, den wenigen Gästen zur Unterhaltung.

„Du . . . du!" ruft Theodor Onkel Otto an, der nichtsahnend „Wir tanzen Ringelreihen . . . einmal hin und her...!" auf dem Piano trällert. „Du hast uns den Kuckuck auf den Hals geschickt."

Rudi hört mit Biereinschenken auf.

Onkel aber lacht kurz auf, wendet ihnen den Kopf zu und nickt.

„Stimmt!"

Er wechselt die Melodie und spielt zum diebischen Vergnügen aller plötzlich „Kuckuck... Kuckuck . . . ruft's aus dem Wald!"

Theodor bricht in eine Flut von Verwünschungen, Flüchen und gemeinen Redensarten aus.

Es sieht aus, als wollte er sich jeden Augenblick auf Onkel Otto, der seelenruhig am Klavier sitzt und spielt, stürzen.

Rudi will schon eingreifen, aber da tritt der Vater ein und nickt ihm zu.

Peter Lenz' mächtige Gestalt schiebt sich vor die beiden Ruhestörer.

„Was geht hier vor?" fragt er scharf.

„Mit dir ham wir nischt! Mit dem gemeinen Kerl von Onkel . . .!" sagt Theodor.

Peter Lenz liebt keinen Skandal in seinem Lokal. Er ist gewohnt, alles in Ruhe zu schlichten, aber jetzt platzt ihm doch bald die Galle.

„Ihr trauriges Gelichter, ihr ganz gemeinen Lumpenkerle . . . wenn ihr jetzt nicht macht, daß ihr rauskommt, ich prügle euch mit meinem ehrlichen Ochsenziemer auf die Straße."

Sie haben sich sehr viel Mut angetrunken. Die Reden werden schlimmer. Ja, Theodor drängt sogar auf den Onkel zu und will ihn packen.

In dem Augenblick haut ihm aber Peter Lenz eine runter, die ihn der Länge nach hinlegt. Rudi springt hinter dem Büfett vor, und was dann geschieht, ist Sache von ein paar Sekunden.

Rudi Lenz reißt mit einem kräftigen Ruck den ganz verdatterten Theodor hoch, Rudi packt den Malermeister, der keinen Widerstand leistet, und in unglaublich kurzer Zeit sind beide an der frischen Luft.

Theodor randaliert draußen erneut und versucht sich Eintritt in den Ochsen zu verschaffen.

Wie er aber die Tür öffnet, da steht er vor Lina Schulze, die einen Wassereimer in der Hand hat, und mit einem kräftigen Schwapp ergießt sich das Wasser über Theodor.

Das ernüchtert so gründlich, daß sich Theodor von seinem Kumpan fortziehen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schicksalsklang.

Historische Skizze von Hans-Eberhard v. Besser.

Die schöne Giovani tanzte!

Kunz von Redlitz starrte auf die erleuchtete Bühne. Umrauscht von den Klängen der Geigen und Flöten, umflirrt von Licht, tanzte die Giovani, die Prima ballerina. Ein lockend süßes Lächeln umschwebte den kleinen, roten Mund. Selbst dieses Lächeln war leicht, zart, schwebend, wie alles an ihr nur duftig, weich schmiegsame Bewegung, jubelnder Rhythmus war.

Und der junge Student Kunz von Redlitz stand benommen im Hintergrunde der Loge, tastete wie abwesend über die goldenen Knöpfe seines Galarockes, griff nach dem zierlichen Kavaliersdegen, fuhr sich mit der schmalen Hand langsam über die Stirn und rührte dabei an die kunstvolle Ohrlocke, von der sich ein Puderstäubchen löste.

Die Musik spielte, die Balletteuse, umrauscht von Spitzen und hauchdünnen Schleiern, tanzte, tanzte, tanzte!

Der Siebzehnjährige schloß die Augen, eine bittere Falte zeichnete die klare, reine Stirn. Die Giovani hatte ihn halt-

los gemacht, entwurzelt. Schulden über Schulden, das Studium verbummelt — das war das Ende. Die Giovani, von der ganz Leipzig sprach, an deren Seite er sich mit herzklopfender Seligkeit zeigen gedurft, sie hatte ihn zu Grunde gerichtet.

Redlitz riß die Augen auf. Er trank das lockende, lichtumflossene Bild in sich hinein. Sie liebte ihn. Es konnte nicht sein, daß er nur Spielzeug für sie war. Nein, es konnte nicht sein! Er gehörte ihr, sein Leben würde er für sie hingeben, für dieses süße, zarte Lächeln. Was für ein Glück war es, ihre Liebe zu besitzen!

Beifall brauste durch das Haus. Die Tänzerin huschte in die Kulissen.

Redlitz verließ die Loge und ging den ihm wohlbekannten Weg zur Garderobe der Künstlerin. Flüchtig betrachtete er sich in einem hohen Spiegel. Er konnte zufrieden sein. Dann riß er mit leidenschaftlicher Hast die Tür zur Garderobe auf. Die Giovani hockte auf ihrem Ruhebett, die Hände um die schmalen Knie verschlungen. Die Erregung der letzten Minuten klang noch in ihr nach. Ihre Augen leuchteten.

„Wir müssen fliehen, wir müssen fort. Wenn Ihr mich liebt, kommt mit mir!"

Die Tänzerin sah erstaunt und kopfschüttelnd auf.

Redlitz griff nach ihren Händen. Er sah ihr heiß in die flimmernden Augen. „Ich habe Schulden gemacht, seit Monaten, Euretwegen. Doch ich bereue es nicht. Wir müssen fort, irgendwohin. Mein Vater wird für mich eintreten, einen anderen Ausweg gibt es nicht."

Die Giovani zuckte die Achseln.

„Ihr liebt mich doch, ich weiß es — oder — —" Der Student trat weiß im Gesicht zurück.

„Was Ihr mit Eurem Papa auszumachen habt, geht mich nichts an, lieber Freund." Die Giovani lächelte und pfiff vor sich hin.

Da stieg in des jungen Mannes Seele kalt und klar die Erkenntnis empor, die Giovani hatte doch nur gespielt! —

Kunz von Redlitz stand auf der Straße, die Schläfen hämmerten, er versuchte, seine Gedanken zu ordnen. Nur eins konnte es geben, dem Vater alles gestehen, seine Verzeihung erbitten und — und die Giovani vergessen.

Des Herbstes große Traurigkeit überspannte das kahle Land. Die Extrapost rollte und holperte dahin. Redlitz fuhr gen Schlesien. Durch eine klare Nacht ging es und wieder durch einen bunt schimmernden Herbsttag, dann traten langsam die Türme des Redlitzschen Schlosses aus der verlorenen Ferne heraus. Groß und ernst stand der Vater auf der Freitreppe, und Kunz von Redlitz legte seine schmale, knabenhafte Hand in die breite Rechte des Vaters. Und jählings erkannte er, daß der Vater seine Handlungsweise nicht begreifen konnte. Stunde auf Stunde rang er mit sich. Er schlich durch die Räume des Hauses. Er wagte Andeutungen, die nutzlos verpufften. Er saß dem Vater beim flackernden Kaminfeuer gegenüber und brachte kein Wort hervor. Der Sturm umtobte das Haus, und dem jungen Manne war, als tanzte im Scheine der prasselnden Scheite die zarte, süße Giovani.

Da sagte Kunz mit unsicherer Stimme dem Vater Gute Nacht. Er ging auf sein Zimmer. Im Alleinsein dieser Stunde sah er alle Wege versperrt, sah er sich verloren. Leise trat er auf den Flur. Die Gewehrläufe des Waffenschrankes blitzten. Mit kalter Hand nahm er eine Büchse heraus.

Bewegungslos stand er. Der Sturm jagte, und das Haus erbebte unter seiner Wucht. Dann stieg Kunz vorsichtig die Treppe hinunter. —

Der Schloßherr saß indessen, in ein Buch vertieft, am Kamin. Das Toben der Herbstnacht berührte ihn nicht.

Plötzlich dröhnte ein tiefer, schwingender Laut durch das Haus. Der Mann fuhr empor, kalkweiß im Gesicht. Das Buch polterte zur Erde.

Redlitz griff sich an den Kopf. Ein dumpfer Gongschlag war durchs Haus gehallt, ein Gongschlag!

Die alten Schriften der Familiengeschichte behaupteten, der Schloßgeist, das graue Männlein, schlage den Gong, wenn ein Redlitz in Lebensgefahr schwebte. So war es damals gewesen, als der Gaul in den Hof jagte und dem Reiter die Stirn zerschellt wurde, damals, als man seinen Urgroßvater im Walde gefunden, das Gewehr in der erkalteten Faust.

Der alte Mann strich sich über die Stirn. Er schaute sich verwirrt um. Da schoß jähe Röte in sein Gesicht. Die Gestalt seines Sohnes stand vor ihm, er sah seine Augen — verzweifelt, bittend, müde und bitter, den innersten Seelenkampf widerspiegelnd.

Mit einem Satz war der Schloßherr auf der Treppe. Er drang in das Zimmer des Sohnes. Es war leer. Der Waffenschrank stand halb offen. Redlitz rang nach Atem. Dann stürmte er mit keuchender Brust die Treppe hinab.

Er donnerte gegen die Stalltür. Die Reitknechte eilten herbei. „Die Tarantella — raus, vorwärts!"

Wenig Augenblicke später galoppierte Redlitz in die Nacht hinein. Er spürte nicht die Kraft der Sturmnacht. Er jagte vorwärts, dem Walde zu — und im tiefsten Herzen betete er: „Lasse mich ihn finden!"

Da schimmerte ein Gewehrlauf. Der Umriß einer Gestalt tauchte auf, Redlitz trieb dem Gaul die Sporen in den Leib, er setzte über einen Graben, und dann hatte er den Arm des Sohnes eisern fest in der Hand.

„Junge!" sagte er. „Junge!" — —

Als der Diener des Hauses am nächsten Morgen durch die Diele kam, sah er, daß der Nachtsturm das Fenster aufgedrückt und die Quaste der Gardine gegen den Gong geschleudert hatte. Er löste die Quaste, die sich verfangen hatte, und trat dann in das Herrenzimmer. Die Kerzen waren niedergebrannt, die Herren mußten lange, lange zusammen gesessen haben.

Schlaflosigkeit — die Krankheit unserer Zeit.

„Der Schlaf ist der Vater des Lebens".

Von Erika Mellinghoff.

In einer Budapester Klinik ist soeben ein Patient, der im Kriege eine schwere Kopfverletzung erlitten hatte, nach 16-jähriger Schlaflosigkeit gestorben.

Der Schlaf ist eine Besonderheit des Menschen und der höheren Tiere. Fast ein Drittel unseres Lebens verbringen wir im Zustand der Bewußtlosigkeit, und es hat mancher Tatmensch schon bedauert, daß angeblich soviel vom Leben nutzlos verstriche. Wer jedoch den Erscheinungen auf den Grund geht, kommt zu der Überzeugung, daß die Kräfte zu den Leistungen des Tages in der Nacht, im Schlafe erzeugt werden. Shakespeare nennt den Schlaf „Das nährendste Gericht am Tische des Lebens", und Schleich sagt: „Der Schlaf ist der Vater des Lebens". Wie neu geboren erwacht der Mensch nach gutem Schlaf, der leicht begann und von selbst, nach Erfüllung seiner Aufgabe, nämlich der Ansammlung neuer Nervenkraft, endigte.

Das Schlafbedürfnis in bezug auf die Dauer richtet sich nach Alter, Beschäftigung, Ernährungsart und vielen individuellen Begebenheiten und Gewohnheiten, der Reaktionsweise des Einzelnen auf die Einflüsse äußerer und innerer Natur. Der Schlaf ist nötig, um die Ermüdungsstoffe des Tages auszuscheiden. Daher ist es erklärlich, daß der Gehirnmensch, der Denker, der den Eindrücken gegenüber am intensivsten arbeitet, am meisten Schlaf braucht.

Es gilt auch zwischen natürlichem und unnatürlichem Schlaf zu unterscheiden. Natürlicher Schlaf ist zu erwarten beim gesunden Menschen, der sich nach dem ihm angemessenen Maß von Arbeit, Nahrungsaufnahme und hormonischer Beanspruchung aller Sinne und Anlagen der Ruhe als der letzten Phase des Tagesrhythmus gelassen hingibt. Unnatürlich wird der Schlaf durch ein Übermaß von Arbeit, Speise und Trank, unzuträgliche, körperfremde Stoffe, bis zu den ausgesprochenen Giften, nicht zu vermeidende Einflüsse extremer Hitze und Kälte — also starke Reize, die eine Reaktion des Körpers in Form von ebenso starker Erschlaffung oder Lahmlegung oder Aufregung verursachen.

Die Steigerung dieser Anlässe bedingt oft eine vollkommene Verscheuchung des Schlafes, je nach den Umständen für einige Stunden, eine ganze Nacht oder, bei größeren oder länger einwirkenden Schädlichkeiten, auf längere Dauer. Vollständige Schlaflosigkeit, also direktes Wachbleiben, würde der Mensch nur kurze Zeit ohne Schaden, besonders für das Nervensystem, überstehen.

Zu den Erfordernissen eines guten Schlafes gehört die Tiefe und dabei Leichtigkeit. Jeder erfährt

an sich, daß oft eine Stunde leichten, unbeschwerten Schlafes, der „gutwillig“ kommt, mehr erquickt als eine ganze Nacht dumpfen Entrücktseins. „Weniger wäre mehr“, gilt auch hier oft wie bei der Ernährung. Wollte man also, wie es bisweilen empfohlen wird, durch eine schwere Mahlzeit oder alkoholische Getränke sich einen festen Schlaf sichern, so bedenke man, daß man sich damit nur eine Bewußtlosigkeit von zweifelhaftem Wert erkauft, indem nämlich ein solcher bleischwerer Schlaf die positiven Wirkungen des natürlichen Schlafes fast ganz vermissen läßt und — bestenfalls — zum Vertreiben der aufgenommenen Schädlichkeiten dient.

Die gegenwärtig ungeheuer verbreitete Schlaflosigkeit ist größtenteils keine Krankheit an sich, sondern Symptom oder Begleiterscheinung von Krankheiten. Es ist demnach auch angezeigt, nicht die Schlaflosigkeit zu bekämpfen, sondern den Gesamtorganismus im Hinblick auf die gestörten Funktionen zu behandeln. Der rein körperliche Nachteil der Schlafmittel, die durch Verschleierung der Situation die Vermeidung der Ursachen verhindern und überdies noch ihrerseits Schäden verursachen, wird verstärkt und vielfach noch übertroffen von dem psychischen Schaden. Die Möglichkeit, die Folgen unzweckmäßigen Handelns jederzeit unauffällig und relativ leicht zu beseitigen, ist für viele nicht in sich gefestigte Menschen eine Versuchung, der sie kaum widerstehen können.

Wen wir das Heilstreben der Natur eines kranken Menschen unterstützen wollen, werden wir alle Hindernisse des Schlafes, besonders auch Erregungszustände des Gemüts, fernzuhalten suchen, den individuell verschiedenen Eintritt der Schläfrigkeit, des Müdewerdens nicht verpassen, den Verdauungsorganen Zeit zur gröbsten Verarbeitung der Nahrung lassen und überhaupt alles tun, was möglich ist und geeignet, den Schlaf zu fördern. Die Vermeidung jeder an- oder aufregenden Beschäftigung am Abend gehört dazu. Das sonst wenig geschätzte Sichlangweilen ist zur Schlafeinleitung unentbehrlich; es muß, nach Schopenhauer, „dem Gehirn Gelegenheit gegeben werden, anzubeißen“. Der Einzelne kann nach seinem Bedarf und seiner Verfassung diesen Vorgang unterstützen durch Nahrungsmittel, die ihn erfahrungsgemäß angenehmen müde machen: Honig- oder Zuckerwasser, Baldriantee oder einen Apfel.

Paracelsus sprach schon dem Schlaf eine spezifische Heilwirkung zu; er sei eine bessere Arznei als alle Gemmen und Edelsteine, und es gebe kaum eine andere, die bei allen Krankheiten eine so allgemeine, schnelle und behende Hilfe bringe. Umgekehrt ist es auch ein Zeichen von Gesundheit oder bei schweren Krankheiten von kritischer Wendung zur Besserung, wenn spontaner, normaler Schlaf eintritt.

Der Schlaf verläuft innerhalb einer Nacht nicht gleichmäßig, sondern in verschiedenen Stadien. Die ersten ein bis zwei Stunden nimmt der Tief-Schlaf ein. Mit fortschreitender Kräftigung des Körpers, die im Ersatz des Verbrauchten durch neu Nachwachsendes besteht, wird der Schlaf besser; der Halbschlaf leitet in langsamer Verflachung zum Wachen über. Die Lebenstätigkeit des Organismus erreicht im Tiefschlaf ihren niedrigsten Grad: Erlöschen des psychischen Lebens, Sinken der Reizempfänglichkeit auf ein Minimum. Die Sinnesorgane sind für Licht, Schall, Geruch, Schmerz kaum noch empfindlich. Das Leibesleben ist während des Tiefschlafs auf die rein vegetativen Funktionen eingeschränkt. Herz, Lunge, Verdauungsorgane bleiben in Tätigkeit, aber auch diese Organe arbeiten langsamer. Die Atemzüge gehen von 20 auf etwa 15 in der Minute herab; die Pulsschläge werden schwächer und an Zahl geringer; die Blutversorgung nimmt ab und die Körperwärme sinkt infolgedessen um etwa 1 Grad Celsius. Daraus erklärt sich, daß wir im Schlafe ein größeres Wärmebedürfnis haben als am Tage.

Ist der Mensch in der richtigen äußeren und inneren Verfassung zu Bett gegangen und will trotzdem der Schlaf nicht kommen, dann suche er ihn nicht zu erzwingen durch Vorstellungen wie: „Ich muß, ich will schlafen, sonst gehts mir morgen schlecht, oder ich kann nicht arbeiten“, sondern warte mit der Gelassenheit, die bei Fernhaltung der Hindernisse aus der Erkenntnis kommt: „Was kann den Übles treffen, der bereit ist zu leiden?“ (Montaigne). Und zwar ohne Resignation und Fatalismus . . .

Amerikas Humor.

Von **Kurt Miethke.**

„Wir in Detroit“, sagte ein Amerikaner, „fabrizieren Autos, die bereits sechs Minuten nach Beginn der Arbeit fertig zusammengestellt sind.“

„Das ist noch gar nichts“, sagte ein anderer. „Wir in Washington haben neulich ein Auto fabriziert, das wurde Punkt zwei Uhr begonnen. Zwei Uhr sechs Minuten hatte es schon zwei Fußgänger totgefahren.“

*

In einer Gefängniszelle plaudern zwei Sträflinge über ihre Missetaten.

„Warum bist du hier?“

„Wegen einer Mücke.“

„Wieso? Wegen einer Mücke kann man doch nicht ins Kittchen kommen.“

„Was hast du 'ne Ahnung! Ich bin in die Neuenstädter Bank eingebrochen und dabei ist mir eine Mücke in die Nase geflogen, so daß ich furchtbar niesen mußte — und da haben sie mich entdeckt . . .“

*

In Newyork wurde ein Verkehrsunfall-Film vorgeführt.

Tausende von Menschen begehrten Einlaß und mußten zurückgewiesen werden. Sie trösteten sich damit, daß sie auf den Broadway gingen und sich dort die Verkehrsunfälle in Natur ansahen.

*

Eine junge Dame fragt beim Briefkasten einer amerikanischen Zeitung an: „Darf ein junges Mädchen überhaupt auf dem Schoß eines Mannes sitzen, auch wenn sie verlobt ist?“

Der Briefkastenonkel erwiderte:

„Ja! Wenn es mein Mädel ist und mein Schoß. — Ja! Wenn es das Mädel eines anderen ist und mein Schoß. Aber wenn es unser Mädel ist und der Schoß eines anderen Mannes — auf keinen Fall. Das würde denn doch zu weit führen.“



„Wenn die Feuerwehr kein Benzin hat.

Das oberhalb des Berges Isel gelegene Hotel „Sonnenberger Hof“ ist vor kurzem durch ein Großfeuer fast vollkommen vernichtet worden. Bei der Untersuchung des Brandes ist nun eine merkwürdige Geschichte bekannt geworden, die ein bezeichnendes Licht auf die Zustände in vielen Tiroler Gemeinden wirft. Zur Bekämpfung des Brandes waren die gesamten Innsbrucker Feuerwehren ausgerückt, die die benachbarten Ortsfeuerwehren bemühten, weil sie Schwierigkeiten hatten, den Brand zu lokalisieren. Die Gemeinde Hötting ist zwar in dem glücklichen Besitz einer Motorspritze. Sie konnte aber nicht zu Hilfe kommen, weil sie zu wenig Benzin mit sich führte. Sie wäre zwar zum „Sonnenberger Hof“ gekommen, hätte aber dann nicht mehr nach Haus fahren können. Dieser Benzinmangel beruht nun aber nicht auf irgend einer Schlamperei, sondern die Gemeinde Hötting ist so arm, daß sie in ihrem Haushalt keinen Betrag für das Feuerwehrbenzin einsetzen kann. Die Feuerwehrleute halfen sich aus dieser Notlage dadurch, daß sie gewissermaßen von ihrem Taschengeld bei einem Brandausbruch soviel zusammenlegten, daß sie rasch ein paar Liter Benzin kaufen konnten. Beim Brand des „Sonnenberger Hofes“ waren die Feuerwehrleute nicht imstande, soviel Kleingeld aufzubringen, daß sie mit ihrer schönen Motorspritze zu Hilfe eilen konnten. Es ist begreiflich, daß über diesen Fall viele heitere aber auch ernste Gespräche geführt werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.